

## EINSCHULUNG MIT VIER

# Die deutsche Angst vor der Schule

**Einschulung bereits mit vier, schlägt Bundesbildungsministerin Anette Schavan vor und stößt damit auf nahezu einhellige Ablehnung. Dabei würde sich die Debatte lohnen**

VON REINHARD KAHL

"Die Kinder haben ein Recht auf ihre Kindheit," erklärt der Vorsitzende der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW) Ulrich Thöne wie ein Volkstribun und lehnt einen früheren und flexibleren Schulanfang kategorisch ab. Beginnt mit der Einschulung tatsächlich das Ende der Kindheit? Genau das ist offenbar immer noch die Überzeugung der meisten Deutschen. Man kann sie auf jedem Spielplatz hören. Sagt eine Mutter, wir schicken Laura nun doch schon mit fünf in die Schule, antwortet der Chor der Mütter und Väter: Ach, lass ihr doch noch ein Jahr Kindheit, der Ernst des Lebens kommt früh genug.

Der Ernst des Lebens? Das ist eine Schule, in der das Lernen bald zur Prüfung wird. Der gefürchtete Ernstfall ist für die anspruchsvollen Eltern, keine Gymnasialempfehlung für ihr Kind zu bekommen. Mit zehn Jahren möglicherweise als zweit- oder drittklassig abgestempelt zu werden wird bald auch zur Angst vieler Kinder. Es ist, als müssten sie von Anfang an schon fertig sein und sich bewähren, statt sich entwickeln zu dürfen.

Studien verzeichnen bereits in der zweiten Klasse einen Einbruch der Lernlust, wo doch fast jedes Kind voller Vorfreude und Neugierde in die Schule gekommen ist. Und dieser Krampf soll nun schon mit vier beginnen? Selten wurde in Internetforen ein Politiker so beschimpft wie in diesen Tagen Annette Schavan, die Bundesministerin für Bildung und Forschung.

Es begann am Freitag letzter Woche mit einer Online-Notiz des Hamburger Abendblatts zu einem Interview, das am Sonnabend im Blatt stand. Darin sagte die Ministerin, viele Kinder kämen in Deutschland zu spät in die Schule. "Am Ende der ersten Klasse haben sie dann keine Lust mehr, weil sie unterfordert sind." Schavans Konsequenz: "Keinen starren Stichtag." Die Zukunft liege in einer stärkeren Verbindung von Kindergarten und Grundschule. Dabei verwies sie auf Bildungshäuser in Baden-Württemberg. Mit dem Lernen solle jedenfalls früher begonnen werden, "etwa im Alter von vier statt erst mit sechs Jahren".

Nun lernen Kinder immer, das lässt sich nicht vermeiden. Aber wie lernen sie und wie entwickeln sie sich am besten? Und wie könnte Lernen in Bildungshäusern, Vorschulklassen oder in schulischen Lernateliers für die Jüngsten aussehen? An der Laborschule in Bielefeld, die seit mehr als 30 Jahren mit den Fünfjährigen anfängt und beste Erfahrungen macht, lässt sich einiges entdecken, besser noch in den Niederlanden oder in Neuseeland, wo Kinder ab vier in Schulen kommen.

Lernen und Spielen gehen zusammen und bleiben länger zusammen. Manche Schulen nehmen Kinder zu ihrem Geburtstag auf, also jedes an einem anderen Tag und immer mit einer Feier. Das ist die Initiation in eine Schule, die wirklich individualisiert ist und die Sicherheit und Zugehörigkeit von acht oder zehn gemeinsamen Jahren verspricht.

Müsste die Debatte nicht mit der Untersuchung solcher Beispiele beginnen? Aber nein. Es gibt offenbar quer durch die Reihen unserer nicht gerade konsensorientierten Bildungsszenen einen gemeinsamen Nenner: Für den Schuleintritt müssen Kinder schulreif sein. Ein Wort, das andere Sprachen gar nicht kennen.

Josef Kraus, der Präsident des Deutschen Lehrerverbands, der kleinere, konservative Gegenspieler der GEW, argumentiert: "Man kann psychologische Entwicklungen nicht endlos beschleunigen." Damit meint er die Vorverlegung dieser Konstruktion Schulreife. Dass vor dem durchschnittlichen Schuleintrittsalter von derzeit 6,4 Jahren Kinder eine bessere Förderung und Herausforderung brauchen könnten als im Kindergarten, spielt dann gar keine Rolle. "Für die persönliche Entwicklung, für die Entfaltung der Kreativität muss in der Vorschulzeit Platz sein", sagt Kraus. Nachher nicht mehr? Sind Schule und Persönlichkeits- sowie Kreativitätsentwicklung etwa Gegensätze? Manchmal sieht es so aus. In der deutschen Bildungsideologie gibt es eine merkwürdige Demarkationslinie. Sie verläuft zwischen Spielen und Lernen, zwischen einer freien Kindheit und dem Schulkind, dem man mit dem späteren Leben droht.

Das gleiche Schisma wurde aktiviert, als die sozialdemokratische Vorgängerin von Frau Schavan, Edelgard Bulmahn, vor sieben Jahren die Ganztagschule einzuführen begann. Auch die Ganztagschule wurde von vielen zunächst als Freiheitsberaubung und als eine Art Verstaatlichung der Kindheit angesehen. Woher kommen eigentlich diese Bilder von Schule? Warum wollen die Verteidiger der freien Kindheit die Schule nicht zu einem einladenden Lern- und Lebensort machen? Warum ist es ihnen so wichtig, dass die Kinder mittags möglichst schnell aus der Schule herauskommen, und warum fürchten sie nun, sie müssten zu früh hinein?

Eine frühere Einschulung könnte sogar ein Beitrag zur "Entschulung" sein, wie sich in der Schweiz zeigt. Dort werden altersgemischte Lerngruppen, die Basisstufe bzw. Grundstufe erprobt, je nach Kanton mit zwei Jahren des ehemaligen Kindergartens und zwei Jahren oder einem Jahr aus der Primarschule.

In den gelungenen Fällen verändert der Kindergarten mehr die Schule als umgekehrt. Es zeigt sich, dass diese altersgemischten Gruppen den Entwicklungsunterschieden der Kinder viel mehr entsprechen als Jahrgangsklassen mit ihrer Neigung zur Belehrung im Gleichschritt.

Wenn Schulen allerdings auf die Verschiedenheit der Kinder kaum vorbereitet und zudem schlecht ausgestattet sind, werden die Probleme vermehrt. Das scheint in manchen Schulen in Berlin so sein, wo nach der früheren Einschulung

in eine zweijährige Eingangsstufe die Zahl der anschließend nicht versetzten Grundschüler angestiegen ist.

Es kommt also viel mehr auf die Art und Weise als auf die bloße "Maßnahme" an. Dass die aber kaum beachtet und über sie nicht gestritten wird, macht die Dummheit vieler deutscher Bildungsdebatten aus.

ZEIT ONLINE 2009